



Ephraim
KISHON
*Eintagsfliegen
leben länger*
SATIRISCHE GESTÄNDNISSE

Langen müller

Ephraim

KISHON

Eintagsfliegen leben länger

*In der Zeitrechnung des Universums
dauert ein Menschenleben
nicht einmal einen flüchtigen Augenblick.
Die erfolgreichen unter den Dichtern
leben durch ihre Werke ein paar Sekunden länger.
Und in ihrem Größenwahn bilden sie sich ein,
schon fast eine Eintagsfliege zu sein.*

E. K.

Ins Deutsche übertragen von
Friedrich Torberg, Ephraim Kishon,
Ursula Abrahamy und
Brigitte Sinhuber-Harenberg

Innenillustrationen von Rudolf Angerer

Besuchen Sie uns im Internet
unter: <http://www.herbig.net>

© 2001 by Langen Müller in der
F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH,
München
Schutzumschlag: Wolfgang Heinzel, unter
Verwendung einer Zeichnung von Rudolf Angerer
Satz: Filmsatz Schröter, München
Gesetzt aus 11.5/15.1 New Caledonia
auf Apple Macintosh in QuarkXPress
Druck und Binden: Wiener Verlag, Himberg
Printed in Austria
ISBN3-7844-2824-X

von Jubilaren
und
Klappentextern
16

Gute Erholung
oder Sorbas Triumph 18

Der anonyme Anbeter
oder Monolog der tauben Ohren 23

Die Schule fürs Leben oder
Ein Literat wird geboren 25

Dreifaches Jubiläum
oder Bescheidenheit zahlt sich aus 26

Noch ein Jubiläumsband
oder Viel Lärm um nichts 30

Laras Melodie
oder Gipfel der Intellektuellen 32

Der literarische Marathon
oder Ein Zuhörer zuviel 35

Geschäftstüchtigkeit
oder Wieviel wiegt Hemingway 36

Verlagspolitik
oder Theobald der Tiefseeschwamm 38

Boris
oder Lesen ist keine Pflicht 41

Do it yourself
oder Zur Systematik der Klappentextes 47

Schwarzarbeit
oder Jonas' Dankestränen 51

Erst werben
dann schreiben

Unten ohne
oder Lungenentzündung ist die Lösung 57

Blitzkarriere
oder Selbstkritik ist empfehlenswert 60

Die Macht der Presse
oder Metamorphose eines Interviews 65

Der Erfolgsmesser
oder Hellsehen in Sachen Kultur 70

Titelrolle
oder Einer brach durch 74

Einer zuviel
oder Medienfortschritt in der Kampfkunst 78

Kostenlose Reklame
oder Witzigkeit kennt kein Pardon 79

Endlich seriös
oder Magie der Auflage 88

Preiswürdigkeit
oder Sieg der Gerechtigkeit 92

Hollywood, ich komme
oder You need a good agent 95

Die »Fanny-Swing-Show«
oder A Star is born 100

Butterfly
oder Die Eroberung des Fernen Ostens 104

Von Kritikern
und anderen
Wetterhähnen

Das Loch im Vorhang
oder Durchlaucht Kunstetter 111

Die Leberwurst-Affäre
oder Die Grenzen der Theaterkritik 114

Sein oder nicht sein
oder Williams Unvollendete 118

Podmanitzkis Siegesrausch
oder Rappaport bleibt Rappaport 120

Lob kann töten
oder Starkritiker leben kürzer 125

Des Fernsehens erstes Opfer
oder Das sehenswerte Hörspiel 127

Ich habe ja so recht
der Die scharfe Schneide der Satire 130

Das Tele-Duell
oder Auch Lexika können irren 135

Durch die Brille
der Eintagsfliege
139

Die Stunde Null
oder Alltag eines ausgefuchsten Humoristen 144

Kulturkampf
oder Kein Eintritt für Vortragende 151

»Saumäßig guet«
oder Das Dunkel am Ende des Tunnels 155

Josseles Fußnote
oder Gott hat doch Humor 158

Hiobs Geschichte
oder Vom Parkverbot in der Bibel 159

Gerschons Witwe
oder In den Klauen des Nachruhms 167

Das Bewußte und das Unterbewußte
oder Die funktionale Identifikationskonzeption 171

Lilly um fünf
oder Die Artenvielfalt der Sekretärinnen 176

Bettgeschichte
oder Der Geheimcode des Verlegers 180

Schnucki ist stärker
oder Das Geheimnis der Schlagerindustrie 181

Humor ganz privat
oder Petersilie ist doch lustig 185

Die Abschlußfeier
oder Der Apfel fällt nicht weit... 190

Generationskonflikt
oder Es bleibt nicht in der Familie 196

Bruderkrieg
oder Röntgenblick eines Satirikers 199

Beginnen wir mit dem Ende.

Die Eintagsfliege ist ein wenig in die Jahre gekommen und blickt auf ihr Leben zurück. Da erscheint an der Wand ihres Arbeitszimmers die bekannte Inschrift

»Mene, mene tekel upharsin«, was auf babylonisch so viel hieß wie, du wurdest gewogen, Kumpel, und für zu leicht befunden.

Dies hat natürlich nicht der Kumpel selbst an die Wand geschrieben, sondern seine lieben Kollegen. Dabei versteht eine bescheidene Eintagsfliege, wie ich eine bin, nicht einmal Babylonisch und ist leider auch kein so mächtiger Tyrann wie Kaiser Nebukadnezar. Um die Wahrheit zu sagen, das einzige, was ich kann, ist Menschen mit Buchstaben zum Lachen bringen.

Ich fliege in jedes Zimmer, in dem ein Licht brennt, drehe meine Runden, setze mich auf eine Nase und kitzle sie. Ich kitzle nun schon seit 40 Jahren, fast ohne Unterlaß eine ganze Menge von Nasen. Inzwischen bin ich tatsächlich eine in Ehren ergraute Eintagsfliege, und man könnte meinen, ich sollte mich endlich zur Ruhe setzen. Doch bevor meine Flügel erlahmen, möchte ich noch von mir selbst und meinem literarischen Seiltanz erzählen, denn schließlich ist es mein Beruf, die Wahrheit zu sagen.

Ich werde also reden. Und um dabei in sicheren Händen zu sein, habe ich beschlossen, mich einfach selbst zu interviewen.

»Sie sind Herr Kishon, der Schriftsteller, wenn ich nicht irre«, wandte ich mich mit gebührender Höflichkeit an mich. Meine Antwort war das altbekannte Lied:

»Ich bin kein Schriftsteller, ich bin Humorist.«

»Was ist denn da der Unterschied?«

»Es gibt keinen. Aber der Humorist ist in den Augen der Allgemeinheit kein Schriftsteller. Ich bin immer noch Humorist.«

»Warum >noch<?«

»Weil der Humorist völlig anders gewürdigt wird, sobald er das Zeitliche gesegnet hat. In den Nachrufen heißt es dann: >Ein großer Satiriker ist von uns gegangen. Er hinterläßt uns unermessliche literarische Schätze ...<«

»Ein Satiriker ist also ein toter Humorist.«

»In der Regel ja. Nach hundert Jahren kann er sogar zum Philosophen werden. Die Zeit arbeitet auch für mich.«

»Sie sind ja ganz schön eitel. Außerdem, wenn Sie gestatten, leben Sie auch jetzt als Humorist nicht so schlecht.«

»Habe ich mich beklagt? Du weißt sehr genau, daß mich Geld nicht mehr reizt. Nicht weil ich zuviel davon hätte, sondern weil mir zu wenig Jahre bleiben, es auszugeben.«

»Wie alt sind Sie eigentlich?«

»Fünfzig Bücher alt.«

»Das ist noch immer kein plausibler Grund, Ihre neuen Bücher mit alten Satiren zu füllen.«

»Hör zu, ich zöge es vor, dieses Interview hier abzubrechen.«

»Nun seien Sie doch nicht so empfindlich, um Himmels willen.«

»Wie sollte ich nicht empfindlich sein, wenn ich schon wieder diesen abgedroschenen Vorwurf höre, und noch dazu von mir selbst. Kannst du dir denn nicht vorstellen, daß es eine Menge Leute gibt, die eine vor 39 Jahren geschriebene Satire noch gar nicht gelesen oder längst vergessen haben? Ich kann doch auf meine besten Werke, die auf Dutzende von Büchern verstreut sind, nicht deshalb verzichten, weil ausgerechnet du alle meine Satiren auswendig kennst.«

»Entschuldigen Sie, das wäre dann aber zumindest ein Selbstplagiat.«

»Na und? Ganz unter uns, irgendwann und irgendwo wurde alles schon einmal geschrieben. Es ist sehr schwer, etwas Neues zu erdichten, seit Aristophanes damit angefangen hat, meine Ideen zu stehlen. Es gibt keine alten Witze, nur alte Leute. Und außerdem, bei einem Konzert der Philharmoniker stehst du ja auch nicht auf und rufst:

>Diese Musik habe ich schon vor 20 Jahren gehörte«

»Mit Ihnen kann man wirklich nicht reden. Sie stehen ohnedies im Ruf, auf die geringfügigsten Angriffe, auch auf eingebildete, mit Wutanfällen zu

reagieren und alle Kritiker in Bausch und Bogen zu verdammen. Was sagen Sie dazu?«

»Nichts.«

»Warum nicht?«

»Weil wir auf verschiedenen Seiten stehen: Ich schreibe, du kritisierst.«

»Sie machen es sich zu einfach.«

»Es ist so einfach. Einer meiner Freunde, ein Journalist, hat immer behauptet, daß ich an Verfolgungswahn leide. Jetzt hat er einen Roman geschrieben, der von einem bedeutenden Verleger veröffentlicht wird. >Armer Junge<, sagte ich zu ihm. >Du warst ein glücklicher, zufriedener Mensch, solange du dich als Kritiker betätigt hast. Warum bist du ins andere Lager übergelaufen?< Jetzt ist es aus mit dem schönen Leben meines Freundes. In einigen Wochen, nach Erreichen des vierzehnten Platzes auf der Bestsellerliste, wird er völlig am Ende sein. Ein Nervenbündel inmitten all der anderen schreibenden Neurotiker. Und in spätestens einem Jahr werde *ich* mit ihm *über seinen* Verfolgungswahn sprechen.«

»Woher wissen Sie, daß sein Roman nicht durchfällt?«

»Ich sagte ja, du würdest mich nicht verstehen. Wenn sein Buch ein Flop wird, wäre mein Freund gerettet. Nach einer Weile hätte er das Ganze vergessen und könnte so arrogant sein wie vorher. Gefährlich wird es, wenn sein Buch ein Erfolg wird. Dann muß er einen zweiten Roman schreiben. Gott steh ihm bei. Die unvermeidlichen Verrisse dieses zweiten Versuchs werden ihm den Rest geben. Und beim dritten Buch ist es aus und vorbei mit ihm.«

»Wer verrißt ihn? Das Publikum?«

»Das Publikum ist ein abstrakter Begriff. Das Publikum kennt nur die Dame in der Buchhandlung. Nein, verrissen wird er von den wenigen Freunden, denen er begegnet.«

»Muß er ihnen denn begegnen? Es gibt schließlich noch andere Menschen auf der Welt.«

»Dann werden ihn eben die anderen verreißen.«

»Aber warum?«

»Schau nach bei Kafka. Er hat einige Bücher über die Bosheit der Menschen geschrieben.«

»Kafka?«

»Sicherlich. Kafka war unter anderem ein bedeutender Satiriker, auch wenn er selbst es nicht wußte. Noch die trockensten Stellen in seinen Romanen sind humorvoller als eine ganze Serie von Witzen.«

»Da fällt mir ein, kennen Sie die Geschichte von dem katholischen Priester, dem mohammedanischen Kadi und dem Rabbi, die gemeinsam in einem Flugzeug sitzen und...«

»Was sagt der Rabbi?«

»Wie bitte?«

»Ich weigere mich, die ganze Geschichte anzuhören, bis wir beim Rabbi sind. Was sagt der Rabbi zum Schluß? Sagt er >Hoppla!< und springt mit dem Regenschirm aus dem Flugzeug?«

»Nun ja. Man hat mich nicht umsonst gewarnt, daß Sie im Privatleben überhaupt keinen Humor haben. Jeder Schimpanse lacht mehr als Sie.«

»Möglich. Aber nicht über blöde Witze.«

»Sie machen doch auch Witze.«

»Nie. Ich hab nur meine eigene Meinung, die nicht unbedingt lustig sein muß.«

»Stimmt. Angeblich sind Humoristen ja auch eher traurige Menschen.«

»Sind sie nicht. Aber vielleicht einsam. Oder nachdenklich. Dieser sonderbare Beruf verlangt das Herausschälen der Wahrheit aus den vielen Schichten, die sie überlagern. Man schält und schält, und eines Tages erkennt man, das genaue Gegenteil dessen, was man in der Schule gelernt hat, richtig ist: Lügen haben lange Beine. Ehrlichkeit ist die Ausrede der Feiglinge. Güte ist Schwäche. Brutalität ist Stärke ...«

»Hören Sie auf. Wie kann man nur so fürchterliche Dinge sagen?«

»Der Humorist kann. Einen Humoristen nimmt man schließlich nicht ernst. Und merkwürdigerweise klingen all diese fürchterlichen Dinge gar nicht so fürchterlich, wenn man sie in Humor verpackt. Da kann man den Menschen die bitterste Realität zu schlucken geben, und sie werden sich köstlich darüber amüsieren. Sie werden die Wahrheit naschen wie Pralinen.«

»Das sagen Sie nur, weil Sie die Menschen verachten.«

»Ich verachte sie keineswegs, ich bin ja auch ein Mensch. Ich versuche nur, sie kennenzulernen. Und je weniger Illusionen ich mir über die Menschen mache, desto liebenswerter erscheinen sie mir. Es fällt mir manchmal leichter, einen Lumpen zu lieben als einen Heiligen.«

»Das klingt nicht sehr fromm.«

»Es ist eben nicht leicht, gleichzeitig Humorist und fromm zu sein.«

»Da gibt es bekannte Ausnahmen.«

»Zweifellos. Oscar Wilde zum Beispiel wollte aus reiner Nächstenliebe nur dicke Missionare zu den Kannibalen senden.«

»Typisch englischer Humor.«

»Den gibt es nicht. Aber es gab einst, und zwar bevor die Menschheit Fernsehen in Überdosis in sich hineinzuschaukeln begann, ein paar sehr geistreiche Kerle. Voltaire, Tucholsky oder sogar Franz Molnár aus Budapest, der sich gerne damit brüstete, daß seine Geliebte zwar mit jedem schlief, aber für Geld nur mit ihm. Das war die Zeit der großen Humoristen ...«

»Und heute?«

»Heute kann man sie an einem Finger abzählen.«

»Na, na.«

»So ist aber die Lage. Vielleicht bin ich wirklich der vorletzte Mohikaner.«

»Und der letzte?«

»Wird schon keinen Verleger finden.«

»Ist es mit der Satire denn wirklich aus und vorbei?«

»Das glaube ich nicht. Sie ist nur vorübergehend in Rente gegangen. Ihre Aufgabe haben die Fernsehserien übernommen und aus dem Lachen einen Soundtrack gemacht. Mit dem >scharfen Skalpell der Satire<, wie man es einst nannte, kann man heutzutage höchstens noch Fanbriefe öffnen.«

»Sie sind wirklich ein hoffnungsloser Zyniker.«

»Wie es mein Beruf so mit sich bringt. Aber ich liebe Kinder, Blumen und die Flötenkonzerte von Mozart.«

»Ist Ihnen bewußt, daß Sie mit schwerem ungarischen Akzent sprechen?«

»Igen.«

»Und wie schreiben Sie?«

»Von rechts nach links. Hebräisch. Beim Schreiben habe ich keinen Akzent.«

»Was für Eigenheiten haben Sie beim Schreiben?«

»Keine. Tut mir leid, diesbezüglich nichts anbieten zu können. Weder schreibe ich in einer mit lauwarmem Wasser gefüllten Badewanne zum Klang eines Streichquartetts, noch inspirieren mich verfaulte Äpfel oder der Vollmond hinter den Wolken. Ich springe jeden Morgen um 9.45 Uhr aus dem Bett, setze mich an den Schreibtisch und schreibe mit einem gut gespitzten Bleistift in die Gegenrichtung, bis ich einschlafe.«

»Das klingt aber nicht sehr aufregend. Wo bleibt denn da die Kunst, die Freude am Kreativen?«

»Wer hat gesagt, daß mir das Schreiben Freude macht?«

»Was freut Sie denn sonst?«

»Mich freut das fertige Buch, der Augenblick, in dem ich den Schlußpunkt auf mein Manuskript setze. Ich liebe das Baby, nicht die Geburtswehen. Und der Anblick der Regale mit meinen eigenen unzähligen Büchern macht mich geradezu trunken vor Glück. Aber das Schreiben selbst ist eine freudlose, unnatürliche Tätigkeit.«

»Warum haben Sie dann nicht längst aufgehört?« »Weil ich das Schicksal jedes besessenen Schreiberlings teile. Wir empfinden ein unerträgliches Gefühl der Leere, fast Gewissensbisse, wenn wir uns nicht pausenlos mit der verfluchten

Schreiberei beschäftigen.« »Das glaube ich Ihnen nicht.« »Dann vergiß es. Ich hab ja nur gescherzt.« »Dacht ich s doch. Was wollte ich eigentlich fragen?« »Ob ich mich für einen Schriftsteller halte.« »Stimmt. Woher wissen Sie das?« »Erfahrung. Außerdem brauche ich auf diese Frage keine Antwort zu geben. Gott sei Dank.« »Was wollen Sie damit schon wieder sagen?« »Daß die Leute heutzutage nicht mehr lesen wollen. Sie wollen lachen. Aber sie legen großen Wert darauf, daß ihr Lachen Niveau hat, nach dem Motto: >Was Niveau ist, bestimme ich.< Ein Musterfall für diese Art von Glücksspiel ist Charlie Chaplin. Viele Jahre lang hat dieses Genie dem Publikum die einfachsten Slapstick-Possen geboten, in die man alles mögliche hineindeuten konnte. Und tatsächlich betrachtete ihn das Publikum als einen großen Gesellschaftskritiker, der den Kampf des kleinen Mannes gegen die Übermächtigen dadurch zum Ausdruck brachte, daß er in den Teich plumpste oder an einem Kanalgitter hängenblieb. Man jubelte ihm zu, und seine Filme waren monatelang ausverkauft. Dann wurde er älter und reifer und produzierte wunderbare hintergründige Filmsatiren. Mit ihnen verlor er sein Publikum.«

»Und fand seine eigene Wahrheit.«

»Die Wahrheit lockt niemanden ins Kino. Der Schriftsteller ist einer ganz ähnlichen Gefahr ausgesetzt. Sobald er ein bestimmtes Niveau überschreitet, sinkt seine Beliebtheit.«

»Wie läßt sich das vermeiden?«

»Indem er ein bestimmtes Niveau unterschreitet und in elitärer Einsamkeit vor sich hin summt. Allerdings wird er sich dabei sehr elend fühlen.«

»Und wie bewältigen Sie für sich persönlich diesen Zwiespalt?« »Ich bin kein Schriftsteller. Ich bin Humorist.«

»Eine Eintagsfliege.«

»Das hast du gesagt.«



von Jubilaren und klappentextern



Mein Interview mit mir selbst scheint mir recht gelungen, obwohl ich mich als Interviewer ab und zu ziemlich taktlos benommen habe. Aber so sind sie nun einmal, die Journalisten.

Die Moral von der Geschichte: Der Humorist ist ein Stiefkind der Literatur, aber kein Waisenkind.

Als kleiner Junge dachte ich noch ganz naiv, die Aufgabe des Schriftstellers sei es, zu schreiben. In der Pubertät stürzte ich mich dann auf die nächstbeste Schreibmaschine und schrieb drei internationale Romane. Einer handelte von Gangstern in Alabama, USA, im zweiten hetzten Legionäre durch die Wüste Sahara, und im dritten verfolgte ich die sizilianische Mafia. Vielleicht waren diese Romane keine literarischen Meisterwerke, dafür aber waren sie ziemlich mies.

Gestehen wir es uns ruhig ein: Jeder normale Mensch setzt sich ein- oder zweimal in seinem Leben hin, um etwas zu schreiben, eine Tragödie, ein Tagebuch, Gedichte oder was auch immer. Meistens fängt er mit viel Schwung an und bringt doch nichts zu Ende. Ich habe meine drei Werke abgeschlossen, was eindeutig beweist, daß ich schon im zarten Alter über ansehnliches Sitzfleisch verfügte, zweifellos die wichtigste Eigenschaft eines geborenen Schriftstellers.

In meiner Jugend glaubte ich noch von ganzem Herzen an die Macht der Feder. Jahre später erst begriff ich, daß die Macht nicht in den Schreibutensilien des Autors steckt, sondern im Kugelschreiber des Verkehrspolizisten, der dir gerade einen Strafzettel verpaßt.

Und es mußten noch weitere Jahre vergehen, bis sich mir die nächste Wahrheit auftat: Der Weg des Schriftstellers zu seinem Buch beginnt zwar tatsächlich am Schreibtisch, doch irgendwann wird er zum Spießrutenlauf, an dem eine Menge freundlicher Vampire teilnehmen: Verleger mit ihren bebrillten Sekretärinnen, besessene Korrekturleser, überforderte Herstellungsleiter, literaturbeflissene Lektorinnen, arbeitslose Graphiker, neue Redakteure und alte Drucker, die zwei Buchhalter in der dritten Etage, die provisorisch vakante

Lizenzabteilung, schläfrige Buchbinder, die Lehrlinge aus der Presseabteilung, die PR-Mafia, der Rundfunk und das Fernsehen, Buchmessen, Signierstunden und als Epilog das Protestschreiben des Malers Ronald Lloyd Bialazurkowich gegen unerlaubten Gebrauch seines Namens auf Seite 22 dieses Buches sowie die Delegation der Klassenbesten der 2b, die um ein Interview für die Grundschulzeitung bitten...

Kurz und gut, das Leben einer Eintagsfliege ist ein einziger Amokflug. Wird sie doch ständig hin und her gescheucht und manchmal sogar von einer Fliegenklatsche bedroht. Und genau damit befaßt sich dies Buch voller Geständnisse über das ganze heillose Drumherum. Denn auch das Drumherum hat etwas Schönes, etwas, worum ich zu beneiden bin. Ich rede von der Bewunderung und Zuneigung, derer sich ein Meister der Feder erfreuen darf, nicht unbedingt seitens des literarischen Establishments, aber seitens der breiten, herzlichen Öffentlichkeit.

In diesem erfreulichen Sinne handelt eine der beiden folgenden Geschichten von einem Dialog mit einem Nobelpreisträger, die andere von einem Monolog mit meiner Wenigkeit, ausgezeichnet mit dem höchst begehrten Preis »Goldenes Schlitzohr« 1988.

*Gute Erholung
oder
Sorbas Triumph*

»Kellner! Herr Ober!«

»Jawohl, Herr Sternberg.«

»Frühstück für zwei, bitte.«

»Jawohl. Zweimal Frühstück. Sofort. Ich möchte Sie nur noch rasch etwas fragen, Herr Sternberg. Sind Sie der berühmte amerikanische Schriftsteller, über den man jetzt so viel in den Zeitungen liest?«

»Mein Name ist John Steinbeck, mein Freund.«

»Aha. Erst gestern habe ich ein Bild von Ihnen in der Zeitung gesehen. Aber da hatten Sie einen Bart, scheint mir. Es war auch ein Artikel dabei, daß Sie eine ganze Woche hier bleiben wollen und daß Sie inkognito sind, damit man Sie nicht belästigt. Ist das Ihre Frau?«

»Ja, das ist Frau Steinbeck.«

»Schaut aber viel jünger aus als Sie.«

»Ich habe das Frühstück bestellt.«

»Sofort, Herr Steinberg. Sie müssen wissen, daß alle möglichen Schriftsteller in dieses Hotel kommen. Erst vorige Woche hatten wir einen hier, der >Exodus< geschrieben hat. Haben Sie >Exodus< gelesen?«

»Nein.«

»Ich auch nicht. So ein dickes Buch. Aber >Alexis Sorbas< habe ich in unserem Kino gesehen. Wann haben Sie >Alexis Sorbas< geschrieben?«

»Ich habe >Alexis Sorbas< nicht geschrieben.«

»Hat mir großartig gefallen, der Film. An einer Stelle wäre ich vor Lachen fast geplatzt. Wissen Sie, wo?«

»Ich hätte zum Frühstück gerne Kaffee. Und Tee für meine Frau.«

»Sie haben >Alexis Sorbas< also nicht geschrieben?«

»Nein. Das sagte ich Ihnen ja schon.«

»Wofür hat man Ihnen dann den Nobelpreis verliehen?«

»Für >Früchte des Zorns<.«

»Also Kaffee und Tee, richtig?«

»Richtig.«

»Sagen Sie, Herr Steinberg, wieviel bekommt man für so einen Preis? Stimmt es, daß er eine Million Dollar einbringt?«

»Könnten wir dieses Gespräch nicht nach dem Frühstück fortsetzen?«

»Da hab ich leider keine Zeit mehr. Warum sind Sie eigentlich hergekommen, Herr Steinberg?«

»Mein Name ist Steinbeck.«

»Sie sind aber kein Jude, nicht wahr?«

»Nein.«

»Hab ich mir gleich gedacht. Amerikanische Juden geben kein Tringeld. Schade, daß Sie ausgerechnet jetzt gekommen sind, wo es fortwährend regnet. Jetzt gibt es hier nichts zu sehen. Oder sind Sie bei uns an etwas ganz Speziellem interessiert?«

»Ich möchte ein weichgekochtes Ei.«

»Drei Minuten?«

»Ja.«

»Sofort. Ich weiß, Herr Steinberg, in Amerika ist man es nicht gewöhnt, sich mit Kellnern so ungezwungen zu unterhalten. Bei uns ist das anders. Wir haben Atmosphäre. Übrigens war ich nicht immer Kellner. Ich habe Orthopädie studiert, zwei Jahre lang. Leider braucht man hierzulande Protektion, sonst kommt man nicht weiter.«

»Bitte bringen Sie uns das Frühstück, mit einem weichen Ei.«

»Drei Minuten, Herr Steinberg, ich weiß. Aber dieser »Alexis Sorbas«, das war vielleicht ein Film. Auch wenn Sie gegen Schluß ein wenig dick aufgetragen haben. Unser Koch hat mir gesagt, daß es von Ihnen auch noch andere Filme gibt. Ist das wahr?«

»Ja.«

»Was, zum Beispiel?«

»Zum Beispiel Jenseits von Eden.«

»Hab ich gesehn! Mein Ehrenwort, das hab ich gesehn. Zum Brüllen komisch. Besonders diese Szene, wo sie versuchen, die Bäume aus dem Wald zu transportieren ...«

»Das kommt in »Alexis Sorbas« vor.«

»Ja, richtig. Da haben Sie recht. Also was schreiben Sie sonst?«

»>Von Mäusen und Menschen.«

»Micky Maus?«